

# 1

## Trautes Schlaflied

### Abendritual

Mit einer Kickbewegung schleudere ich die blutbespritzten Plastikschuhe nacheinander in die Kiste unter dem Waschbecken. Gleichzeitig reisse ich mit schnellen Handgriffen den Mundschutz und die Haube herunter. Mechanisch, wie zimal zuvor, leere ich meine Taschen, lege Telefon, Schlüssel und Kuli im Regal vor mir ab, bevor ich mit hastigen Bewegungen die grüne OP-Kleidung ausziehe und in den Leinensack nebenan werfe. Im Vorbeigehen werfe ich einen flüchtigen Blick in den Spiegel. Heute sind im neongrellen Licht keine Blutspritzer auf meiner Stirn zu erkennen. Rasch ziehe ich mir die weisse Kleidung über und stecke Schlüssel und Telefon an ihren Platz in Hose und Kitteltasche. Mit gespreizten Fingern streiche ich mir grob durch die Haare, um mir einen neuen Pferdeschwanz zu binden, bevor ich fluchtartig die Umkleide verlasse.

Die Uhr auf dem Flur zeigt 16.45, meine 16.47. Ich denke, dass meine richtig geht. Auf jeden Fall sind meine Uhr und jene von der SBB synchron. Das habe ich zuletzt heute Morgen feststellen können. Im Moment ist das auch das Einzige, was zählt. In spätestens fünf Minuten muss ich aus der Klinik raus sein, ich meine die Ausgangstür passiert haben, sonst muss ich wieder rennen. Und das mag ich überhaupt nicht. Was ich aber noch weniger mag, ist, den Zug zu verpassen. Dann müsste ich nämlich ad hoc noch eine Person organisieren, die Marius aus der Krippe abholt. Zwar könnte ich auch Omar bitten, doch ich bin seine Vorwürfe und Vorhaltungen mittlerweile so leid, dass ich mich lieber an unsere Nachbarn wende. Diese sind stets freundlich und hilfsbereit, allerdings ist es meist eine einseitige Angelegenheit. Nur ich scheine ihre Hilfe zu brauchen, sie selten meine. Die dritte Möglichkeit

ist, in der Krippe Bescheid zu geben, dass ich erst mit dem nächsten Zug kommen kann. Dann müsste jedoch die Erzieherin aus dem Spätdienst eine Viertelstunde nach ihrem Dienstschluss länger dableiben. Wie ich es drehe und wende: Alle Alternativen sind mir unangenehm. Ausserdem möchte ich gerne meinen kleinen Sohn ab und an selbst aus der Krippe abholen. Wenn wir uns schon den ganzen Tag nicht sehen können, so möchte ich doch zumindest mit ihm gemeinsam in den Abend starten.

Während ich mit raschem Schritt den Flur entlanglaufe und danach springend die Treppen ein Stockwerk nach oben nehme, gehe ich in Gedanken im Schnelldurchlauf den heutigen Tag durch und überlege, was noch ansteht.

Im Büro angekommen, erblicke ich Barbara hinten am Fenster. Sie sitzt zusammen mit einer anderen Kollegin vor dem Computer.

„Hallo, ihr beiden“, begrüße ich sie keuchend. „Tut mir leid, dass ich euch bei eurer Übergabe unterbrechen muss. Ute, dürfte ich bitte zuerst Barbara meine Sachen übergeben? Sonst komme ich nicht mehr rechtzeitig zum Zug, um meinen Kleinen aus der Krippe zu holen.“

„Klar, macht doch“, sagt Ute. „Bei mir kommt es auf ein paar Minuten mehr oder weniger nicht an.“

Damit ich keine Sekunde verliere, folgt mir Barbara in die Umkleide, während ich ihr von dem Kaiserschnitt soeben erzähle.

„Muss ich noch was bei ihr machen?“, fragt mich meine Kollegin, als ich fertig bin.

„Ja, ich bitte dich, den Geburtsbericht zu schreiben. Ich weiss, das wäre meine Aufgabe und es ist mir nicht angenehm, es dir zu überlassen. Aber wenn ich jetzt nicht gleich gehe, dann verpasse ich den Zug. Dann muss die Erzieherin aus der Krippe warten, und das ist mir peinlich. Besonders jetzt am Freitag, vor dem Wochen ...“, jäh unterbreche ich meinen Redefluss. „Mist!“, entfährt es mir. „Schau dir das an! Jetzt habe ich meinen Pulli auch noch verkehrt herum angezogen!“

„Mach dir keine Gedanken wegen des Berichts“, Barbaras Stimme klingt wohlwollend und ich spüre, wie mir ein Stein vom Herzen fällt. „Ich weiss ja, wie das ist“, fügt sie nach einer kleinen Pause hinzu.

Die Hetze zur Krippe, kennt sie nicht, denn sie hat eine wunderbare Tagesmutter. Was sie aber kennt, ist, trotz Partner das Leben mit ihrer Tochter hauptsächlich alleine meistern zu müssen. Beziehungsweise auf die Hilfe Dritter angewiesen zu sein.

„Danke, Barbara“, seufze ich. „Du bist ein Schatz!“

„Gern geschehen“, ihre Freundlichkeit tut mir gut. „Sonst noch was aus dem Geb’s?“<sup>1</sup>

„Nein, den OP-Bericht schreibe ich, das ist Ehrensache. Aber der kann ja bis Montag warten. Und falls mir doch noch etwas einfallen sollte, rufe ich dich an.“

Die zwei Stockwerke nach unten bin ich schneller zu Fuss als mit dem Lift. Am Spitalausgang zeigt meine Uhr 16.54. Der Zug fährt in Sunnethal um 17.01 Uhr ab, und diese eine Minute nach ist immer äusserst wichtig. So manches Mal bin ich knapp von der Arbeit herausgekommen und weiss daher sehr genau, bei welcher Uhrzeit ich wo anfangen muss zu laufen.

Obschon im Februar die Tage spürbar länger sind, wirkt es heute ausgesprochen dämmerig. Vielleicht auch weil der Himmel so grau und bewölkt ist. Erst jetzt fällt mir auf, dass kleine, kalte Nieseltröpfchen auf mein Gesicht fallen. Die Luft wirkt dadurch klar, und ich nehme ein paar tiefe Atemzüge, bevor ich meinen Beinen freien Lauf lasse. Meine Tasche an meinen Rumpf pressend, renne ich so schnell es geht den Berg hinunter, dann nach links bis zum Zebrastreifen. Nur kurz anhalten, mit einem schnellen Blick erfassen, ob ich es noch rechtzeitig vor dem nächsten Auto hinüberschaffe. Dann springe ich nach unten in die Bahnstufunterführung, mehrere Treppenstufen auf einmal nehmend.

Hier werde ich immer abrupt abgebremst. Zu viele Pendler kommen einem zu dieser Uhrzeit entgegen. Durch das laute Gewusel nach vorne strebend, spitze ich meine Ohren, um zu erkennen, ob die Bremsgeräusche von dem Zug nach Bürgi kommen. Auf der Rampe zu Gleis eins kommt mir ein

---

<sup>1</sup> Nicht im Text übersetzte schweizerdeutsche und rumänische Wörter werden im Glossar erklärt.

Riesenpulk Menschen entgegen. Wie so häufig nehmen sie fast die ganze Breite der Rampe ein, fließen wie in einer gemeinsamen Welle die Unterführung hinunter. Über die schmale Spur, welche sie an einer Seite frei lassen, kämpfe ich mich nach oben. Von dort ist bereits das piepsende Signal der Türen zu hören. Mit einem letzten Ruck schiebe ich mich durch die Menschenmenge und habe Glück. Direkt neben der Rampe steht der Zugschaffner, und die Tür bei ihm steht noch auf. Just in dem Moment, als er laut pfeift, springe ich die Zugtreppen hoch. Geschafft!

Im Zug beruhigt sich auch mein Atem wieder. Erst jetzt spüre ich die Wärme, die aus meinem Körper ausstrahlt, und die winzigen Wassertropfen, die an meinem Rücken wie Tautropfen hängen. Nachdem ich einen Platz gefunden habe, lasse ich mich ermattet in meinen Sitz sinken.

Meine reguläre Arbeitszeit endet eigentlich erst um 17 Uhr, doch um Marius aus der Krippe abzuholen, muss ich früher gehen. Auch wenn ich versuche, mir die Arbeit noch besser einzuteilen und oft sogar noch manches stehen lasse, damit ich rechtzeitig loskomme, irgendwie artet es doch häufig in furchtbare Hektik aus. Mit einem Auto wäre ich zwar etwas flexibler, doch die Fahrtzeit wäre nicht kürzer, und angesichts des Berufsverkehrs um diese Uhrzeit meine rechtzeitige Ankunft in der Krippe ebenso ein Lotteriespiel wie jetzt.

Mit einigen tiefen Atemzügen versuche ich mich zu entspannen. Diese Momente im Zug sind sehr kostbar für mich, oft meine einzigen Ruhemomente am Tag. Nach viel zu kurzer Zeit weckt mich unsanft die Durchsage aus den Lautsprechern: „Nächster Halt Bürgi“.

Es ist fast viertel vor sechs, als ich in der Dunkelheit vor der Glastür der Krippe stehe und klingeln möchte. Da erkenne ich im hell erleuchteten Vorraum Marius, alleine. Auf einem Skateboard sitzend rollt er die kleine Rampe neben den Treppen nach unten.

„Schon wieder ist er das letzte Kind, das von seinen Eltern abgeholt wird“, geht es mir durch den Kopf. Ein schlechtes Gewissen schnürt meine Brust zusammen. Doch ich habe kaum Zeit, bei diesem Gefühl zu verharren, denn als Marius unten ankommt, fliegt ihm das Brett weg. Dabei überschlägt er

sich und bleibt auf dem Bauch liegen. Für einen Moment bleibt mir das Herz stehen. Erschrocken suche ich mit den Augen nach dem schwarzen Knopf für die Klingel. Ich möchte Sturm läuten, damit eine Erzieherin vorbeikommt, doch im selben Augenblick, ohne ein Zeichen von Schmerz richtet Marius seine kleine, robuste Statur wieder auf. Er packt das Skateboard mit seinen rundlichen Ärmchen fest vor der Brust und stapft die vier Treppen an der Seite der Rampe nach oben. Als er sich umdreht, um es erneut am Boden abzustellen, bemerkt er mich an der Tür. Ein breites Lächeln geht über sein ganzes Gesicht und löst damit, wie ein Echo, ein ebenso strahlendes Lächeln in meinem aus. Im nächsten Augenblick stürmt der kleine Knuffel zur Tür.

„Mamole, Mamole, chumm ine!“, bringt er aufgeregt und etwas kurzatmig hervor. „Lueg mol, was i cha!“

Am liebsten würde ich ihn gleich in die Arme nehmen und fest an mich drücken, doch die Tür ist noch zu und ich muss erst einmal klingeln, damit mir eine Erzieherin öffnet.

„Hallo Hanna“, begrüße ich die junge Frau, die mir öffnet, und wende mich mit „Bună Puiuleț“ Marius zu, doch der Kleine ist zu aufgedreht, um mir zu antworten.

„Lueg mol!“, ruft Marius in hellem Aufruhr, und ich habe kaum Zeit, ihm über den Kopf zu streicheln, bevor er mit dem Rollbrett davonflitzt.

„*Marius, du weißt doch: Wenn du mit Mama sprichst, dann solltest du rumänisch sprechen und ‚uite‘ sagen.*“<sup>2</sup> Marius kann sich schon sehr gut auf Deutsch, besser gesagt auf Schweizerdeutsch ausdrücken – auf Rumänisch hingegen nur in ganz einfachen Sätzen. Es ist nicht leicht für ihn, da ich die Einzige in seinem Umfeld bin, die mit ihm diese Sprache spricht.

„Uite, uite!“ , wiederholt er mit angespannter Stimme, um sich im nächsten Augenblick auf das Skateboard zu setzen und mit Schwung die Rampe nach unten zu rollen. Dort angekommen überschlägt er sich schlimmer als vorher und schreit sogar. Diesmal ist es jedoch eindeutig gespielt.

---

<sup>2</sup> Kursiv gesprochene Dialoge mit Marius zeigen, dass diese auf Rumänisch geführt werden

„*Du bist ein Schelm*“, rufe ich erheitert aus, angesteckt von Marius' klingendem Lachen.

„Ging es gut mit ihm heute?“, will ich von Hanna wissen.

„Ja“, beginnt sie zu berichten. „Marius hat gut gegessen, hat Mittagsschlaf gemacht und war heute Nachmittag im ...“ Wir schrecken beide gleichzeitig auf, weil Marius diesmal mit noch grösserem Krach heruntergedonnert ist als bisher. Nur langsam richtet er sich im Sitzen auf und hält dann inne, um uns mit steinerner Miene zu fixieren. Hanna und ich schauen ihn regungslos an. Angespannt und unschlüssig warten wir auf ein Zeichen, ob er sich wehgetan hat oder doch nur wieder alles vorgespielt ist. Die wenigen Augenblicke vergehen wie in Zeitlupe. Langsam, ganz langsam, breitet sich ein herrliches Lächeln über Marius' Honigmondgesicht aus und seine runden, dunklen Augen funkeln verschmitzt.

„*Puiuleŧ, ein letztes Mal, dann gehen wir nach Hause*“, sage ich zu ihm, um dann mit mahrender Stimme hinzuzufügen: „*Ich bitte dich, sei vorsichtig! Schmeiss dich nicht mehr so heftig auf den Boden. Irgendwann tust du dir weh.*“

Als wir an der Alten Weberei ankommen, miaut uns eine Katze aus dem Velounterständer an. Mittlerweile ist es stockdunkel geworden und Marius und ich müssen recht angestrengt schauen, um zu erkennen, welche von den vielen Katzen das nun ist. Schliesslich erkennen wir an den weissen Bruststreifen Max, den Kater einer Nachbarin aus dem zweiten Stock. Ohne einen Moment zu zögern, stürmt Marius auf ihn zu.

„*Langsam, langsam Marius*“, mahne ich ihn sanft.

Marius geht leicht in die Hocke und versucht, dem Kater behutsam über den Rücken zu streicheln. Da er dies mit der ganzen Hand tut und recht linkisch, wirkt es dennoch etwas grob. Max scheint es aber zu gefallen, denn er reibt sich genüsslich an Marius' Beinen.

Währenddessen betrachte ich wehmütig das grosse Gebäude vor uns. Seine hellblaue Fassade erkennt man in der Dunkelheit nicht. Dafür hat man den Eindruck, dass die in Licht getauchten Fenster dicht an einen herankommen. Ein sonderbares, leicht beklemmendes Gefühl breitet sich in mir aus. Ich weiss, wer hinter jedem Fenster wohnt, und ich kenne alle unsere

Nachbarn und das nicht nur beim Namen. Aber wie gut kenne ich sie wirklich? Weiss ich, was sich hinter den Türen und Fenstern abspielt? Ahnen sie, wie es mir geht?

Das Haus, in dem wir wohnen, ist seit langer Zeit keine Weberei mehr, auch wenn es von allen Alte Weberei genannt wird. Vor zwei Jahrzehnten wurde das Fabrikgebäude in Loft-artige Wohnungen umgebaut. Zu Beginn soll der einzige Fernseher im Gemeinschaftsraum gestanden haben, und alle zusammen sollen nur ein einziges Auto besessen haben. Mittlerweile reichen die Parkplätze neben der Weberei nicht mehr aus und ein jeder hat seinen eigenen Fernseher. Doch bei den gemeinsamen Hausputzeten und beim Sommerfest oder wenn wir bei den Fussball-Meisterschaften alle in der hauseigenen Bar mitfiebern, ist immer noch etwas von diesem alternativ-kommunenhaften Wind aus der Gründungszeit zu spüren. Diese offene Hausgemeinschaft war genau das Richtige für uns, als wir aus Deutschland hierherzogen. Seitdem ich mit meinen Eltern aus Rumänien ausgewandert bin, habe ich nie wieder so lange Zeit an einem Ort gelebt. Sechs Jahre lang ist dies hier nun mein Zuhause.

„Babole! Babole!“ Marius’ freudige Stimme reisst mich aus meinen wehmütigen Gedanken. Babole und Mamole sind seine zwei selbst erfundenen Kosenamen für seinen Vater und für mich.

Als ich den Kopf drehe, sehe ich, wie Omar gerade von seinem Velo absteigt. Das kräftige Licht aus dem Flur im Erdgeschoss fällt direkt auf ihn. ‚Was für schöne Haare er doch hat‘, geht es mir durch den Kopf. Solch dichtes und schön gewelltes Haar haben wahrlich nur Männer aus dem Orient

„Hallo Marius“, grüsst ihn Omar und seine Augen bekommen einen liebevollen Glanz. „Hallo“, richtet er sich matt an mich, als er mich sieht, und ich habe den Eindruck, dass auch der Glanz aus seinen Augen plötzlich verschwunden ist.

„Hallo Omar“, antworte ich unangenehm berührt. Doch es bleibt keine Zeit, diesem Gefühl nachzuhängen, weil Marius mit einer Mischung aus Freude und Wichtigkeit die Stille füllt:

„Ich ha grad de Max gstreichlet.“

Ich um Trost und Erlösung fast bettelnd und er stets hart genug, um mir dies zu verweigern.

„Ich mag nicht mehr reden“, sage ich schliesslich und stehe auf. „Gute Nacht.“

„Gute Nacht“, sofort schaltet er den Fernseher wieder an.

Ich gehe erst noch ins Bad. Das kalte Wasser im Gesicht tut zwar gut, die starken Gefühlswallungen kann es aber nicht beruhigen. Ein heftiger Weinkrampf täte mir jetzt so gut! Obwohl ich meine Augen kräftig zusammenkneife, reicht dies nicht aus. Wie gut es mir täte, jetzt mit jemandem zu sprechen. Mit meiner lieben Schwester oder mit meinen Pflegeeltern. Oder mit Oana, meiner Freundin aus Jugendzeiten. Am liebsten würde ich allen nacheinander mein Leid klagen, in der Hoffnung, dass die ausgesprochenen Worte den inneren Schmerz von Mal zu Mal mehr nach aussen tragen. Der Blick auf die Uhr macht mir jedoch bewusst, dass ich zu solch später Stunde niemanden mehr stören sollte.

Als ich im Kinderzimmer auf dem Sofa liege, drehen sich meine Gedanken noch eine Weile um den heutigen Tag, doch schliesslich muss ich daran denken, dass ich morgen endlich in meine eigene Wohnung ziehen kann. Dieser eine Gedanke bringt unerwartet alle anderen zur Ruhe und macht, dass sich Zuversicht in mir breitmacht. Ich stelle mir vor, Marius würde neben mir liegen. Ich spüre seinen kleinen, warmen Körper und meine, sein regelmässiges Atmen zu hören. In zwei Tagen wird es so weit sein, dann werden wir wieder nebeneinander einschlafen. Mit diesem tröstenden Gefühl gleite ich in den Schlaf.

## ... und Realität

Mit schweren Beinen bewege ich mich unter dem grellen Neonlicht durch den schmalen Flur. Als ich in das Assistentenbüro trete, muss ich die Augen zusammenkneifen. Das Licht blendet hier noch mehr als auf dem Flur. Nach Einbruch der Dunkelheit hat dieser Ort immer etwas Gespenstisches: der



lange schmale Raum, das kalte Neonlicht, keine Menschenseele, nicht mal eine Pflanze, nur Computer, Dossiers und Papierablagen und dann auch noch diese absolute Ruhe. Müde hänge ich meinen schweren Kittel über einen der Bürostühle, dann lasse ich mich drauffallen. Welch eine Wohltat, endlich mal die Beine ausstrecken zu können! Der Dienst war bis jetzt recht ruhig, nur ein paar kurze Notfallkonsultationen. Doch ich merke, dass mich der Umzug sehr geschlaucht hat. Auch wenn die Männer von der Umzugsfirma die Kisten und die Möbel alleine hoch- und runtergetragen haben, alleine das Packen und die Vorbereitung haben mir schon gereicht. Und dann heute das Auspacken.

Es ist aber nicht nur der Umzug, der mich schlaucht. Ich merke, dass mir Omars Anträge keine Ruhe lassen. Immer wieder drängen sich seine Worte in mein Bewusstsein. Dass er so weit gehen würde, hätte ich nicht für möglich gehalten. Es schmerzt so sehr, zu erkennen, an welchem Punkt wir angekommen sind. Immer wieder habe ich beim Auspacken gedacht, welch Glück es sei, dass ich gerade jetzt mit dem Umzug beschäftigt bin. Dass gerade jetzt auch der berühmte Zauber des Neuanfanges in der Luft liegt. Ich weiss gar nicht, wie ich den Seelenschmerz ohne diese Ablenkung, ohne diese Betäubung aushalten würde.

Tief ausatmend lasse ich mich noch weiter in den Bürostuhl gleiten. Nur mal kurz die Augen schliessen. Wie gut das tut! Die Entspannung beruhigt meine müden Glieder. Ich habe mich zwar vor dem Dienst hingelegt, aber ich konnte nur für kurze Zeit Ruhe finden. Am liebsten würde ich jetzt gleich schlafen gehen, aber es wäre nicht klug, da ich vermutlich bald zu einer Geburt gerufen werde. Während ich überlege, was ich in der Zwischenzeit machen könnte, fällt mir ein, dass ich heute meine Mails noch nicht abgerufen habe. Vielleicht hat Frau Schaffner mir noch etwas geschrieben? In meinem Postfach ist tatsächlich eine neue Nachricht von ihr:

»Guten Tag Frau Varga

Der Entscheid ist gekommen:

Im Sinne einer superprovisorischen Verfügung wird Ihnen ab sofort das Obhutsrecht (nicht das Sorgerecht) entzogen. Beiden Eltern bleibt die gemeinsame elterliche Sorge. Das heisst, Sie müssen sich weiterhin

gemeinsam um Marius kümmern. Zusätzlich wird ein Beistand ernannt, welcher in Zukunft den persönlichen Verkehr von Ihnen und Marius überwachen soll.

An Ihnen wird kein gutes Haar gelassen, da sie kurz gesagt Ihre berufliche Karriere über die Bedürfnisse Ihres Sohnes stellen. Das Pendeln zwischen Sunnethal und Bürgi kann Marius nicht zugemutet werden.

Wir müssen nun das weitere Vorgehen besprechen. Bitte kommen Sie am Montag, 30.3., 14.30 Uhr in mein Büro.

Aktuell bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als mit Ihrem Ex-Partner per Ihrem Auszugsdatum eine Regelung zu finden. Sie sind schliesslich beide immer noch sorgeberechtigt! Und beide wollen weiterhin ihren Beruf ausüben.

Mit freundlichen Grüssen

B. Schaffner

P.S. Den Entscheid samt Begründung haben Sie morgen in der Post.»

Mit einem Schlag bin ich wieder ganz wach. Irgendetwas ist geschehen, etwas Wichtiges, aber ich verstehe nicht genau, was. Ich muss die Mail von Frau Schaffner noch einmal durchlesen. Das Obhutsrecht ist mir entzogen, es bleibt aber das gemeinsame Sorgerecht. Was heisst das? Wo ist der Unterschied? Und an mir wird kein gutes Haar gelassen?! Marius soll das Pendeln zwischen Sunnethal und Bürgi nicht zugemutet werden können?! 30 Minuten zweimal in der Woche? Warum nicht?

Ich muss die Mail noch einmal durchlesen, doch auch beim zweiten Mal verstehe ich sie nicht besser. Der Blick auf die Uhr zeigt halb neun. Schon recht spät, aber keine absolut unmögliche Zeit zum Telefonieren, wie ich finde.

„Guten Abend Frau Varga“, meldet sich meine Anwältin mit freundlicher Stimme. „Ich habe mit Ihrem Anruf gerechnet.“

„Frau Schaffner“, sage ich betont, „Frau Schaffner, Sie müssen mir mal diesen Entscheid erklären! Sagen Sie mir bitte, dass das alles nicht wahr ist!“

„Es tut mir sehr leid, Frau Varga, aber dieser Entscheid ist wahr.“

„Ich kann es nicht glauben ... ich kann es nicht glauben ...“, stammle ich. „Ich habe doch Marius nie etwas angetan. Wie ist es möglich, dass dann ein Antrag auf Kindesschutzmassnahmen gutgeheissen wird?!“